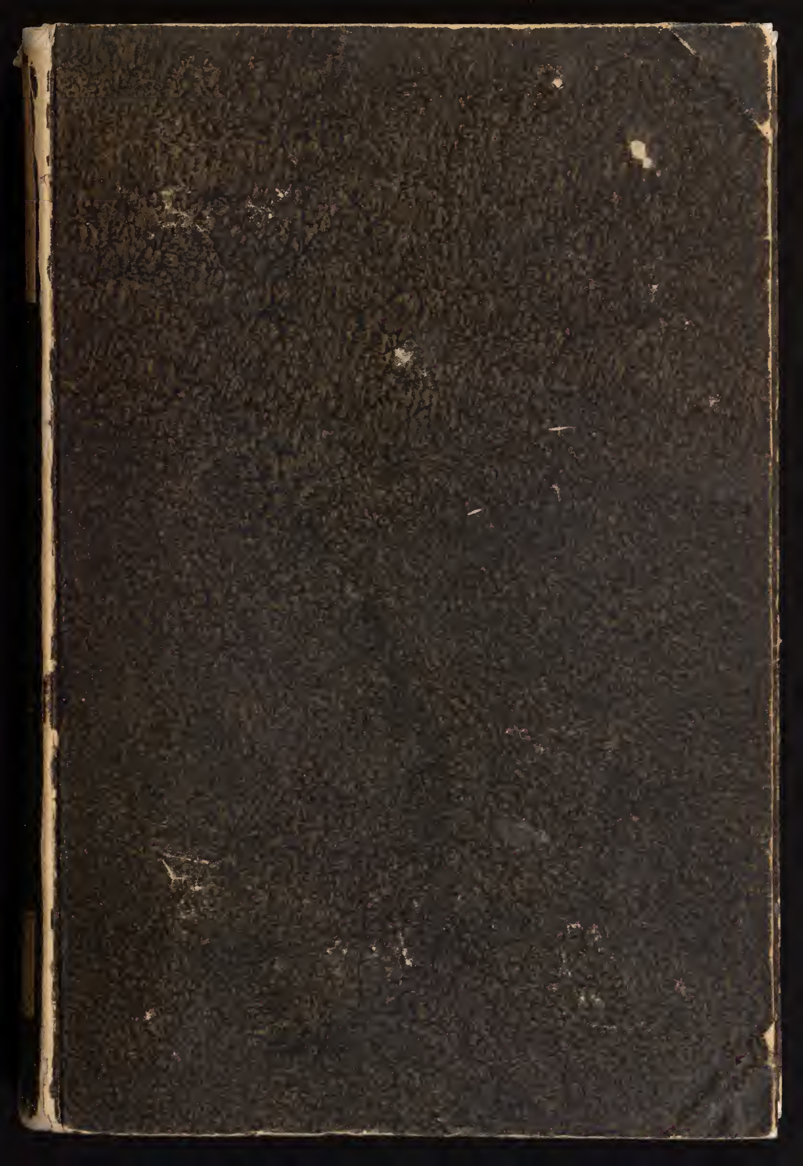




Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

9. Dr. Karl Graul und die Kaste in der Tamil-Mission.*)

Es ließe sich noch von mehr als einem Tamil-Missionar, der seinen Lauf im Frieden vollendet hat, eine erbauliche Skizze entwerfen, wie von den Londonern W. H. Drew in Madras und Ch. Mault in Nagerkoil, den Amerikanern Poor und Scudder und Andern. Doch drängt sich uns bei der Betrachtung ihrer Wirksamkeit kein augenfällig charakteristischer Zug auf, der die Schilderung derselben besonders nutzbar machen würde; von dem Manne aber, der eine gewisse Art der Reisepredigt für seine specielle Aufgabe erkannte und bis zu seinem frühen Tode treu betrieb, von Th. Ragland, ist in diesen Blättern bereits das Wichtigste erzählt worden (Miss. Mag. Juni 1859). Wir schließen daher diese Reihe von Arbeitern in der Tamilmission mit dem Leben eines Landsmanns, der zwar nicht selbst Missionar war, aber durch seine Wirksamkeit als Missionslehrer und -leiter, wie als Dolmetscher des tamilischen Volksgeistes einen sehr bedeutenden Einfluß auf diesen Theil des Missionsgebiets ausgeübt hat.

Sohn eines anhaltischen Webers (geb 6. Februar 1814) wurde Karl Graul um seiner ausgezeichneten Talente willen frühe von frommen Lehrern zu höheren Studien angeleitet und glänzte bald durch die blühende, kräftige Sprache seiner Aufsätze, seinen Wissensdurst und tiefes Naturgefühl bei eigenthümlicher Ungelenkheit seines

*) Dr. K. Graul und seine Bedeutung für die lutherische Mission, von G. Hermann. Halle 1867. Dazu Grauls Schriften, Hallische Missionsnachrichten und Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, Pamphlete u. s. w.

Wesens. Die Universität Leipzig hatte er 1834 kaum bezogen, als er sich durch Lösung einer theologischen Preisaufgabe einen Namen machte; er verließ sie 1838, im Schriftglauben so fest gegründet, daß sein Examinator, obgleich er ihm das beste Zeugniß ausstellen mußte, ihm doch — um seiner Richtung willen — keine Aussicht auf Anstellung im Dessauischen übrig ließ. Er wurde daher Hauslehrer in einer englischen Familie, welche ihren Kindern in Italien französischen Unterricht verschaffen wollte; schnell lernte er alle drei für diese Stelle nöthigen Sprachen und machte sich sofort daran, den Dante zu übersetzen.

In Livorno war es dann, daß der Judenmissionar Ewald (1840) ihn für den Dienst der Mission in Jerusalem anwarb. Er sagte zu und reiste nach Deutschland zurück, um mit seiner Braut vereint dem heiligen Lande zuzueilen. Doch zerschlug sich der Plan an konfessionellen und anderen Bedenken; Graul aber heirathete und lehrte, dichtete, übersetzte weiter, bis der Ruf zum Vorstand der Dresdener Mission (1843) ihm einen willkommeneren Wirkungskreis eröffnete.

Die Dresdener Missionsgesellschaft, früher ein Hilfsverein der Basler Gesellschaft, hatte sich 1836 zu einer strenglutherischen Haltung zusammengeschlossen und außer einer kurzlebigen Unternehmung in Australien den Miss. Cordes (1840) ins Tamilland abgeordnet, an den sich bald zwei weitere Missionare, Ochs und Schwarz, anschlossen. Alles war noch im Werden, als Graul (März 1844) das Missionshaus betrat. Er unterrichtete nun die Missionszöglinge, indem er sie besonders in den Geist der reinen Lehre einzuführen suchte, die er in seinem Büchlein, „die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse“, aufs schärfste bestimmte mit Angabe aller irgend ungesunden Richtungen. Sodann rief er die Kirchen des lutherischen Bekenntnisses zu eifriger Betreibung des Missionswerkes auf und erreichte in dieser Arbeit große Erfolge. Weil ihm ferner immer deutlicher wurde, daß die Mission sich auf Indien zu concentriren habe, wo wenige, aber möglichst tüchtig gebildete Missionare allein der Aufgabe genügen könnten, einen neuen Grund zu legen, weniger durch Einzelbekehrungen, als durch kirchliche Massenerziehung, verpflanzte er (1848) die Missionsschule nach Leipzig, um im Anschluß an die Universität eine gründliche Bildung der Zöglinge zu erzielen und sie zugleich der „schädlichen“ Einwirkung eines pietisti-

schen Kreises in Dresden zu entziehen. Mit Halle und Kopenhagen wurden fruchtbare Verhandlungen angeknüpft, in Folge deren nun Leipzig in das Erbe der Trankebarischen Mission eintrat.

Draußen hatte nämlich Cordes in Verbindung mit dem letzten dänischen Pastor sich in die unerquicklichen Verhältnisse Trankebars eingelebt, welche ein Zwist des Gouverneurs mit dem Amtsgenossen noch verbitterte, bis dieser 1843 Indien verließ. Cordes war zunächst dort nur geduldet, daher die zwei nachgesandten Mitarbeiter vorerst anderswo offene Thüren suchten; nach Knudsens Abgang aber wurde er als dänischer Pastor von der Behörde angestellt. Als bald darauf Trankebar (1845) an die Engländer verkauft wurde, bat die Gemeinde, sie doch der lutherischen Mission zu übergeben, was durch einen Vertrag des dänischen Missionskollegiums mit dem Dresdener Missionskomite (1847) glücklich bereinigt wurde. Etwa 1600 Christen mit 5 Katecheten, 16 Schullehrern, allen Gründen und Gebäulichkeiten giengen in die Hände der deutschen Missionare über, zu welchen als vierter Appelt stieß. Dazu kam (1845) die von der kirchlichen Mission aufgegebene Station Mayaweram (nur acht Stunden von Trankebar), die ein frommer Engländer für 3500 Rupies an sich brachte, um sie — mit etwa 80 Seelen — an Miss. Ochs zu übergeben. Ein schöner Boden für eine ausgebreitete Missionsthätigkeit im Kaweri Delta war damit gewonnen.

Derselbe sollte sich noch bedeutend vergrößern. Im Gebiet des Tondiman Radscha (40 Stunden von Trankebar) hatte seit 1836 eine unabhängige indische Mission gewirkt, welche endlich sich an die Amerikaner in Madura anschloß. Diese konnten die Bedürfnisse des entlegenen Zweigs nicht befriedigen, namentlich nachdem sie 1847 die Kaste zu bekämpfen sich entschlossen hatten, und zeigten sich bereit, die Station Pudukotta mit allem Zubehör den Lutheranern zu übertragen. Dankbar nahmen diese die Gabe an (1849). Ein Ländchen von mehr als 200,000 Seelen, darunter etwa 190 evangelische Christen, war damit ihrer Wirksamkeit geöffnet. Der langsame Weg der Einzelbekehrungen, mit welchem andere Missionen den Grund legen, war dieser neueintretenden erspart: sie konnte gleich mit Organisirung und Fortbildung von Gemeinden ihr Werk beginnen. Andererseits mußte sie dabei dem schon Gewordenen, ja Erstarrten, dem zähen Brauch dieser Christen, in einem Grade Rechnung

tragen, wie das Missionaren, welche erst Gemeinden sammeln, sich nicht leicht aufdringt.

Bedenklicher war der nächste Schritt. Die alte Weperi Gemeinde in Madras, einst von Fabricius und Gericke gesammelt, hatte sich wegen eines Kastenstreits, der von den englischen Leitern streng abgeurtheilt wurde, von diesen losgesagt; einige wollten zu den Römern, andere zu den Unitariern übertreten, einige gar zu den Heiden zurückkehren. Es waren über 400 Leute, von einem Katechisten nothdürftig zusammengehalten. Cordes trat mit ihnen in Unterhandlung (1848) und die Gesammtkonferenz der lutherischen Missionare beschloß, auf die Zusage hin, den Kastenunterschied beim heiligen Abendmahl fallen zu lassen, sich ihrer anzunehmen. Miss. Kremmer zog nach Madras, traf die Gemeinde freilich in sehr traurigem Zustande, da alle Zucht verschwunden war, nahm aber bald, „fast jeden Sonntag" neuhinzukommende Glieder der englischen Kirche in dieselbe auf. Natürlich wurden damit alle anderen Missionare in der Hauptstadt vor den Kopf gestoßen; denn jedes Vorgehen gegen die Kaste, welche gerade damals von den Missionaren als der größte Makel des tamilischen Christenthums erkannt und lebhaft bekämpft wurde, namentlich nachdem Andersons bekehrte Jünglinge sich sehr entschieden darüber ausgesprochen hatten (November 1845 in öffentlicher Diskussion und im „Herold"), schien nun durch die Begünstigung derselben seitens der Lutheraner fast unmöglich gemacht.

Eine Zuschrift der Madras-Konferenz an die letzteren, sie zu brüderlichem Zusammenwirken einzuladen, wurde von ihnen in lateinischer Antwort abgelehnt. Sie rühmten sich, den Tamilchristen reines Wort und Sakrament wiederzubringen, richteten den Gottesdienst mit Lichtern und anderen Symbolen schmuckreicher ein, und legten besonderen Werth auf das Kreuzeszeichen, welches auch über ihrem Antwortsschreiben prangte. Einige der neuen Priester giengen nun im weißen Talare herum, von dessen Gürtel ein Krucifix herabhieng, schlugen Kreuze, gebrauchten Weihrauch 2c. Den Engländern, Schotten und Amerikanern konnten sie damit nur als verkappte Römer erscheinen, welche nun alle Welt aufforderten, der Einen wahren Kirche, der sakramentalen, sich anzuschließen. Wenn aber diese als der alte, eigentliche Tamil-Protestantismus angerühmt wurde, so lag etwas unheimlich Lockendes in der damit herkömmlich

verknüpften Duldung der Kaste. Es war damit doch eigentlich gesagt: 1) Komm herüber zu uns, so empfängst du mehr als sonst irgendwo, den wahren Leib Christi, die volle Sakramentsgnade. 2) Es soll dich aber weniger kosten als jedes sonstige Christenthum, denn du brauchst die Kaste in Haus und Hof nicht aufzugeben, wie die Reformirten ungereimter Weise verlangen. Hiemit konnte eine Gemeindesammlung angebahnt sein, wie man sie bisher noch nie unter Protestanten gesehen hatte. Schon seit 1847 wußte man von Tandschaur, daß die Gemeinde dort gern zu den Lutheranern zurückkehren würde, obwohl sie sich nicht an der reformirten Lehre, sondern nur an der starren Form der englischen Kirche stoße. In Pudukotta aber war denen, die sich gegen die Amerikaner auflehnten, bemerkt worden, falsche Lehre könnte ein Grund zur Trennung sein, ein Wink, den sie alsbald schlau benützten, ohne damit bei Miss. Ochs etwas zu gewinnen. Für andere unzufriedene Tamilchristen indessen war damit das Schlagwort gegeben, mit dem sie sich hinfort leicht ihren bisherigen Leitern entziehen konnten. Mehrere Gemeinden waren auch um ihrer Kastenzähigkeit willen von den Engländern bereits aufgegeben worden, und wurden nun eine leichte Beute der Leipziger.

Es war eine kritische Zeit für die Mission. Graul hatte schon vor 1848 erkannt, daß er der Leitung des Werks nur genügen könne, wenn er selbst an Ort und Stelle die schwierigen Fragen, die mit den Bedürfnissen des Tamilvolkes und dem „Ausbau und der Abrundung" seiner Mission zusammenhiengen, gründlich untersuchte. Er hatte bisher keine indischen Studien gemacht, wie das Missionsblatt, das er redigirte, genugsam anzeigt; es behalf sich z. B. wie die andern deutschen Missionsschriften in indischen Namen mit der absonderlichen Orthographie der Engländer. Nun aber warf sich Graul ernstlich auf Tamil und Sanskrit, bereitete sich tüchtig auf seine weite Reise vor und widmete ihr fast vier Jahre seines Lebens (1849—53).

Ihre Kosten wurden vom Grafen Einsiedel, Dr. Niemeyer in Halle und andern Freunden bestritten. Auch die ostindische Compagnie unterstützte dieselbe, als Graul ihr seine Bitte vortrug. Bei dieser Gelegenheit traf er mit dem von Madras krank zurückgekehrten Anderson in London zusammen (Mai 1849), der ihm das Wort entgegenwarf: „Ihre Missionare thun dort ein Teufelsgeschäft."

Auf sein „fast weibliches Gemüth" machte der Vorfall solchen Eindruck, daß er in seiner eingehenden Beschreibung von Madras Andersons Namen gar nicht erwähnt.*) Es scheint aber sehr erklärlich, wenn der schwerkranke Vorfechter der entschiedensten, fast gewaltsamen Einzelbekehrungen in Madras gegen den Versuch von Massenanziehungen, bewirkt mittelst der täuflichen Wiedergeburt und sakramentaler Heiligung, unter Beihilfe schonungsvoller Behandlung des Kastenbrauchs, so stark und herb protestirte.

Graul hat seine Reiseerfahrungen wiederholt beschrieben, zuletzt in seinem fleißig ausgearbeiteten Werke „Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten. Leipzig 1854—55." Er ist kein Reisender, den es nur immer vorwärts treibt zu neuen Ländern und Gegenständen; vielmehr mangelt ihm die eigentliche Wanderlust, die Leichtigkeit der Bewegung, die Gleichgiltigkeit gegen das Entbehren gewohnter Genüsse ꝛc. in hohem Grade. Aber wo er hinkommt, da hat er offene Augen und Ohren; wie eine Biene trägt er Alles zusammen, was er selbst gesehen, von Andern gehört, in Büchern gefunden hat. Er weiß seinen Stoff sowohl kritisch zu sondern, als auch gleichmäßig zu verarbeiten, so daß Selbsterlebtes und Entlehntes kaum zu unterscheiden ist. Und dazu der Zauber einer plastischen Darstellung, die alles Neue und Fremde möglichst anschaulich schildert, eine feine Gruppirung, die Lichter und Schatten fallen läßt, ohne daß eine Zuthat oder Absichtlichkeit des Beobachters sich verräth, eine geschmackvolle maßhaltende Prosa gewürzt durch sinnvolle, lieblich klingende Gedichte. Das Werk zeichnet sich aufs Vortheilhafteste vor den meisten Reisebeschreibungen frommer, wissenschaftlicher und ästhetischer Pilger aus, indem es die besten Seiten von allen vereinigt. Sein Egypten zu lesen, ist ein wahrer Genuß; seine Beschreibung der tamilischen Länder- und Volksverhältnisse greift weiter und tiefer als die Leistungen irgend eines Vorgängers.

*) Hermann S. 102 erzählt: „Ein englischer Missionar, dem er als Direktor der lutherischen Mission vorgestellt wurde, redete ihn an: 'Sie wollen also mit Ihrer Mission dem Teufel dienen,' — eine Anrede, welche Graul für die eines Wahnwitzigen halten mußte, bis er merkte, daß dieser ungesunde Eifer 'Kaste' und 'Teufel' zu identificiren pflegte." Die Darstellung, welche der Text gibt, stützt sich auf Grauls mündliche Mittheilung im März 1850.

Doch wird dem Kundigen ein Mißstand nicht entgehen. Für Graul ist die lutherische Kirche „die Braut des Allerhöchsten"; sie hat den Beruf, „den übrigen kirchlichen Gemeinschaften, die sich mehr oder minder vom Wind menschlicher Lehre von der Fährte des göttlichen Wortes haben verschlagen lassen, als Leuchthurm zu dienen, damit sie sich vom Mittelpunkt reiner Lehre nicht ganz hinweg verlieren. Wer am Abendmahl einer Konfession Theil nimmt, die nicht die seine ist, heuchelt" 2c.*) Er theilt den Glauben, der an einem Jahresfest seiner Gesellschaft (1850) etwas plumper in den Worten ausgesprochen wurde: „Die Kirche Gottes hat keine Schwestern, es gibt neben ihr nur Menschenkirchen und Sekten, Kirchen des Zusatzes zu Gottes Wort und des Abschneidens. Die reformirten Kirchen verweigern dem Worte Gottes den vollen Glaubensgehorsam. Die lutherische Kirche aber ist nicht erst vor 300 Jahren ans Licht gekommen; sie ist die alte und daher auch die wahre, einige, heilige und ewige Kirche, für deren Sieg das Wort kämpft."

Daß Graul auch durch seine Reise und ihre Beschreibung für den Sieg der lutherischen Kirche einen Beitrag liefern wollte, sieht man seinem Werke auf den ersten Blick nicht an; denn da er damit auf die gebildetsten Kreise zu wirken gesonnen ist, weiß er seine Feder sehr im Zaume zu halten und hütet sich vor jedem anmaßenden oder abgeschmackten Vordrängen seiner theologischen Ueberzeugung. Allein die Voraussetzung, daß Gott katholischen und reformirten Missionen nur einen zweiten Segen schenken könnne, der erste aber der lutherischen aufbehalten sei, durchdringt doch seine ganze Anschauung und Darstellung. „Die mit konfessionellen Eigenthümlichkeiten zusammenhängenden Mängel" werden also bei den einzelnen Missionen geschickt vorgerückt; abgesehen von ihnen, heißt dann diese und jene

*) Die Gesellschaft entließ 1854 zwei Missionare, die am englischen Abendmahle Theil genommen hatten. Ihr Blatt theilt einmal (1853) eine irenische Rede von Prof. Delitzsch mit, worin ausgesprochen wird, wie tröstlich es sei, daß doch alle Kirchen und Sekten den Heiden die Gnadenmittel bringen, wenn gleich zweifelhaft bleibe, ob Christus sich auch da mittheile, wo das Abendmahl nicht stiftungsgemäß verwaltet werde (wie bei den Römischen). Dazu macht die Redaktion folgende wunderliche Bemerkung: „Welches Gericht aber müßte für Reformirte (und Unirte) mit jedem Abendmahlsgenusse verbunden sein, wenn auch im reformirt (und unirt) verwalteten 'Abendmahl' Leib und Blut Christi dargereicht und empfangen würde! 1 Kor. 11, 29."

Mission eine „im Ganzen gesunde“ und nach solchem Maaß des Lobes fühlt er sich frei, über alles Unnüchterne, allen Subjektivismus, jedes taktlose Verfahren draußen und zu Hause zu klagen, und im Schönsehen und Schönschildern, in raschen, einseitigen, gefärbten Berichten einen „allgemeinen Fehler der gegenwärtigen Berichterstattung“ zu entdecken und scharf zu rügen. Seinerseits aber bestrebt er sich, Alles auf ein möglichst geringes Maaß zu reduciren. Schonungslos deckt er namentlich alle Schwächen unionistischer oder allianzlicher Unternehmungen auf, wie z. B. bei „der protestantischen Aftervereinigung“ im Bisthum von Jerusalem. Mit dieser scharfen Kritik hat Graul ohne Frage der Sache im Ganzen wesentlich genützt, denn die alte, naive Art der Missionsberichte hatte sich nachgerade überlebt; im Einzelnen aber ließ er sich vielfache Willkührlichkeiten und Unrichtigkeiten zu Schulden kommen.*)

*) Als ein Beispiel diene die Basler Mission im Tululande. Nach Graul scheinen die Missionare ganz anglisirt, indem ihnen die enge Verbindung mit englischen Freunden bedeutende Summen eintrage und ein gewisses Ansehen bei den Eingebornen verschaffe; sie besorgen daher den anglikanischen Gottesdienst, Butlers Analogy sei das theologische Hauptbuch an der Katechistenschule rc. Die andere, unterdrückte, Seite dieser Zeichnung würde enthalten, daß die Deutschen den Engländern auf ihren Wunsch zwar predigten, jedoch gut deutsche Lehre, den enger Verbundenen aber das Abendmahl nur in der Missionskirche reichten; daß zwar Apologetik nach Butler gelehrt wurde, die Bibel aber, und dann Bengels Gnomon, der in zwei Sprachen übersetzte lutherische Katechismus rc. als Hauptbücher figurirten. Graul läßt den Anfang der Gemeinde durch zwei in Kalikut getaufte Heiden gemacht werden, was nicht der Fall war; von der Holeier Kaste sei noch nicht einer getauft (es war aber einer getauft). Die getauften Saraswatas seien keine rechten Brahmanen, ihre weiße Farbe deute auf arabische (!) Abstammung. Die getauften Sudras sollen an bürgerlicher Ehre durch die Taufe gewinnen, während doch jeder Palmbauer, wenn er getauft wird, aus der Kaste gestoßen und von ihr gemieden wird. Es sei dort eine Art Katechetenschule entstanden, ein erster Schritt von untergeordneter Bedeutung, nachdem die frühere Erziehungsanstalt habe aufgehoben werden müssen, weil die meisten Knaben sich verliefen rc. In Wahrheit hatte sich die alte Anstalt in drei Abtheilungen, eine Gemeindeschule, eine Industrieschule und eine Katechetenschule entfaltet und getheilt. Die bisherigen Katecheten und Diakonen verdienen, nach dem Urtheile der Missionare selbst, kaum so genannt zu werden; während gesagt worden war, die vier Katecheten seien mit Ausnahme eines Einzigen eifrige, erprobte und nützliche, wahrhaft bekehrte Männer, die jedoch die nöthige Vorbildung nicht erhalten haben; ähnlich die Diakonen. Und dergleichen mehr nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt, in welchem jeder Missionar sich bemüht hatte, dem Landsmann zu guter Kenntniß

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Graul ist ganz in seinem Element, wenn er die Eindrücke der umgebenden Natur, oder die Art der Völker und Stämme beschreibt, unter denen er sich bewegt; aufs tiefste aber wird sein Geist angesprochen durch die besten Erzeugnisse einer fremden Literatur. Dem Individuum beizukommen, ist weniger seine Sache. Und einem Manne der That, einem Charakter gegenübergestellt, kommt er leicht aus der Fassung; er spürt, daß sich ein solcher nicht so leicht in die ihm geläufigen Kategorien rangiren läßt, und rächt sich an der Sprödigkeit des unbequemen Gegenstandes durch Entwerfen eines Zerrbilds oder durch Todtschweigen.

Es scheint ganz unverfänglich, wenn Graul einmal beginnt: „Der allgemeine Charakter jeder Mission ist hauptsächlich durch den konfessionellen Charakter der betreffenden Missionare bedingt," und dann nach diesem Vordersatz eine Mission abkapitelt. In Wahrheit aber wird vielmehr der Charakter jeder Mission, namentlich jeder jungen, durch den persönlichen Charakter der betreffenden Missionare hauptsächlich bedingt sein, wenigstens auf Missionsgebieten, in welchen die Arbeiter sich geübt haben, von der konfessionellen Spaltung, als einer vom HErrn nicht angeordneten, sondern nur in Langmuth getragenen zeitlichen Existenzform seiner Gemeinde möglichst abzusehen und mit einander brüderlich zu verkehren. Anders ists freilich, wo der Missionar in der Konfession sein Leben findet; da fällt, wenigstens scheinbar, der Hauptnachdruck auf den Gemeingeist, von dem er sich getragen fühlt, und das nicht blos in den katholischen Kirchen.

Im März 1850 hielt sich Graul zehn Tage in Tschirakal auf, wo er aus den Zusammenstellungen einheimischer Nachrichten und Excerpten von portugiesischen, italienischen ꝛc. Schriften, die der dortige Missionar für eine Geschichte Malajalams aufgehäuft hatte, mit großem Fleiß ausschrieb, was ihm immer zu einer Einsicht in Land und Volk verhelfen konnte. Am Palmsonntag aber besuchte er das nahe Kannanur, um auch einmal die Gemeinde zu sehen. Da begab es sich denn, daß Miss. Hebich ihm mit einem unwillkommenen Rath zu nahe rückte. Zurückgekehrt rief der Gast aus: „Nein, mit dem Manne könnte ich nicht zusammenarbeiten!" Die

---

der ganzen Mission zu verhelfen. Kein Wunder, wenn die Missionare in der Unbefangenheit ihres Gastes sich getäuscht fanden.

Folge des Zusammenstoßes war, daß die Malayalam-Mission, namentlich aber die Kannanur-Station in Grauls Schilderung besonders schlecht wegkamen; jene, indem sie unter der bezeichnenden Aufschrift „Die Basler Missionsversuche in Malayalam" geschildert wurde, während sie doch einen längeren Bestand hinter sich hatte, als das Leipziger Unternehmen im Tamilgebiet; diese, indem die Arbeit daselbst in fast idyllischer Weise als eine „großentheils pastorale" dargestellt wurde.*) Von der Bedeutung, die ein Mann wie Hebich für einen Missionsanfang hat, konnte der Kritiker sich so wenig einen Begriff machen, als von der Arbeit eines Rhenius oder Anderson; er umgeht die Person mit sichtlichem Widerwillen und kann nur ein Chaos von Subjektivitäten erblicken, weil ihm seine Kategorien mehr Wichtigkeit haben als das Gottesgeschenk ursprünglicher, wenn auch eckiger und einseitiger Persönlichkeiten. Hebich durfte von seinem Standpunkte aus wohl sagen, er meine doch von Luther etwas mehr in sich zu haben als dieser Lutheraner.

Ueber Eines wunderten sich die Basler schon bei der ersten Begegnung mit dem Missionsdirektor. Man hatte erwartet, er werde sich über die schwierige, weitläufige Kastenfrage durch geduldige Untersuchung des Thatbestandes ein Urtheil zu bilden bestrebt sein. Dagegen zeigte sich schon in Mangalur, daß er ein fertiges Urtheil mitbrachte und dasselbe nicht ohne Gereiztheit eifrig verfocht. Graul hat (E. M. 1853, S. 180) die Aeußerung, die ihm in den Mund gelegt wurde, „die Kaste habe Indien gerettet" mit Unwillen von sich abgelehnt; er hat sie aber auf jeder Malayalam-Station wiederholt, freilich nicht in dem Sinne, in welchem er sich gegen sie verwahrt. Es verhält sich damit folgendermaßen. Miss. Mögling machte den Gast darauf aufmerksam, wie Abbé Dubois in seiner Vorrede zu „den Sitten und Gebräuchen der Kanaresen" sage, die Kaste habe in alter Zeit Indien vor Verwilderung und Entmenschung bewahrt; das nun, meinte Mögling, dürfe zugegeben werden, wenn auch jetzt

*) Auch hier mehrere Unrichtigkeiten und schiefe Lichter. In Kannanur soll der Provinzialgerichtshof sein, was nie der Fall war. Die Niedrigkeit der Gemeindeangehörigen wird in jeder Weise hervorgehoben, und in den angeführten Zahlverhältnissen geradezu übertrieben, dagegen verschwiegen, daß damals schon vier Najer Katecheten geworden waren. Bei Erwähnung der Schulen wird der Rath ertheilt, „sie würden, nebenbei gesagt, vielleicht auch einfache Predigtplätze bieten;" nachdem der Gast berichtet worden war, sie werden als solche benützt ꝛc.

unläugbar dieselbe das Hauptbollwerk des Heidenthums gegen das Christenthum geworden sei. Graul ergriff jenes Citat mit Freuden; er hielt aber die Kaste noch jetzt für ein Kleinod Indiens, welches „erhalten, geheiligt, verklärt, nicht abgeschafft werden müsse; denn die Nationalitäten sollen nicht vertilgt, sondern veredelt werden durch das Wort und die Sakramente.“ Dagegen wurde geltend gemacht, daß gerade das Kastenwesen es sei, was die Entstehung eines Nationalcharakters und Gemeingeistes, eines lebendigen Staatsorganismus und Vaterlandssinnes den Indiern unmöglich gemacht habe. Kastenwesen und Nationalität seien zwei entgegengesetzte Pole. Graul dagegen beharrte darauf, die Kaste sei Nationalität und brauche blos geheiligt zu werden. Weitere Erfahrung hat ihn nur gelehrt, daß dieses Urtheil etwas modificirt und vorsichtiger gefaßt werden müsse. Am Ende aber hat ihm doch die Kastenfrage die größten Leiden seines Lebens bereitet.

Ueber die Entstehung der Kasten kann nach den neuesten Forschungen*) kein Zweifel obwalten. Als die Arier aus dem Fünfstromland nach Südosten vordrangen und nach und nach das Gangesthal besetzten, stand der alten dravidischen Bevölkerung, die sich entweder unterworfen, oder in die Gebirge zurückgezogen hatte, der arische Stamm im Vollgefühl der Ueberlegenheit gegenüber. Die dunkelfarbigen Besiegten, ob sie nun sich in ein dienendes Verhältniß fanden, wie das Volk der Sudras, oder in den Bergen ein rohes Jägerleben fortführten, schienen den Siegern eine schlechtere Art von Menschen, mit welchen keine Vermischung stattfinden durfte. Aber auch unter den Eroberern schied sich nun die Masse der Stammgenossen (Vaischyas), die hinfort weniger in den mitgebrachten Heerden als im Anbau der gewonnenen Länderstrecken ihren Hauptbesitz fand, mehr und mehr von den kriegslustigen Waffenträgern (den Kschatrias) und von den begeisterten Sängern und Betern, welche vor Kampf und Opfer die Götter anriefen (Brahmanas). Ob die letzteren oder die Krieger der höhere Stand seien, war damit noch nicht entschieden; als der Thatendurst allmählich ausstarb und die Religion das wichtigste Geschäft wurde, entschied sich endlich, nicht ohne schwere

*) Geschichte der Arier von M. Dunker. Leipzig 1867.

Kämpfe in mehr als einem Lande, der Vorrang der Brahmanen, welche dann sich immer schroffer von den übrigen Ständen abzuschließen suchten, bis sie als Erdengötter sich zu geberden begannen. Die Lehre von den Wiedergeburten drückte endlich ein heiliges Siegel auf dieses System der Geburtsunterschiede (dschâti Geburt, d. h. Kaste); je nach den Verdiensten oder Sünden dieses Lebens wird der Mensch das nächstemal in höherem oder niedererm Geschlechte geboren; er kann Wurm oder Gras, kann aber auch Löwe oder Barbar, kann Teufel oder Dämon, kann endlich König oder gar ein Engel werden. Das Höchste aber ist erreicht, wenn er als Brahmane geboren wird; dann hat er nicht mehr weit zum Gottwerden.

Ums Jahr 1000—800 vor Christo mochte dies System zu seiner Vollendung gelangen; über Essen, Trinken, Kleidung, Berührung und Waschen kam nun eine Masse von Vorschriften auf, welche möglichste Abgrenzung der Kasten bezweckten. Kuhurin und Kuhmist mit Milch und ihren Produkten gemischt mußten gegen Verunreinigungen innerlich angewendet werden. Doch galten noch lange Ehen der Brahmanen mit Sudraweibern, sie gelten sogar noch in etlichen Ländern (Malabar), nur daß die Kinder solcher Ehen nicht mehr wie in frühster Zeit den Vater beerben durften. Weitere Stämme der Urbevölkerung, wie die Tschandalas, wurden nun in das Kastensystem hereingezogen, und theilweise durch Ueberweisung unreinlicher Arbeiten (wie der Hinrichtungen) noch weiter degradirt.

Die Lehre der Brahmanen beherrschte die Gemüther; die Edleren suchten durch qualvolle Bußübungen den Körper zu vernichten, und durch beständiges Denken des Absoluten auch die Seele zu ertödten. Der große Haufen fügte sich wenigstens willig den unabsehbaren Kaste- und Reinheitsgesetzen, und so herrschte die Sklaverei der Geburt, die man als göttliche Fügung geduldig hinnahm, mit einer Strenge, unter der „man sich den Zustand des Volks nicht leicht gedrückt genug wird vorstellen können".

Da erwachte der Königssohn von Kapilawastu unter strengen Bußübungen zur Erkenntniß des Ursprung der Leiden; er heißt darum Buddha, der Erwachte. Als Bettler und Prediger zieht er (seit 588 vor Christo) herum, die Menschen aus diesem Jammerthal der Erde zu befreien. Alles ist eitel; soll nun der Schmerz aufhören, so muß das Verlangen, die Leidenschaft vernichtet werden; das geschieht, indem man sich von der Empfindung befreit, und durch

Nachdenken die ganze Individualität auslöscht, das eigene Dasein aufhebt. Diese höchste Stufe heißt Nirwana. Daraus ergibt sich nun aber eine einfache Moral: bring Ruhe in deine Sinne, lebe so einfach, still und enthaltsam als möglich, und betrübe dich mehr über das Unglück des Nächsten als über dein eigenes. Sei mitleidig, barmherzig und hilf allen Armen und Elenden; tödte nichts Lebendes. Deine guten Werke verbirg, deine Sünden bekenne vor den Glaubensgenossen. Wie ärgerten sich nun aber die Brahmanen, als Buddha auch den untersten Klassen den Eintritt in den Stand der Büßer gestattete, als er auf offenem Markte nicht nur die zweigebornen Arier, sondern auch Sudras und Tschandalen einlud, nicht in hoher Sprache, sondern in gemeinfaßlicher Weise! Erbarmend nahm er sich aller Mühseligen an und trat dem Hochmuth der Brahmanen mit unbeschreiblicher Demuth und Sanftmuth entgegen. Es war „ein Gesetz der Gnade für Alle", das von ihm ausgieng. Sein Schüler Ananda traf ein Tschandalamädchen wasserschöpfend am Brunnen und verlangte zu trinken. Sie meinte, als Tschandala dürfe sie ihn nicht berühren. Er aber erwiedert: „Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste, noch nach deiner Familie; ich bitte dich um Wasser, wenn du es mir geben kannst;" und Buddha nahm dieß Mädchen unter die Geweihten auf. Wer denkt dabei nicht an die Samariterin, welcher freilich zum Dank für ihr Wasser ein durstlöschenderer Trunk geboten wurde, als Buddha zu reichen vermochte!

„Die Tugenden fragen nicht nach den Kasten. Im schlechtesten Körper kann die beste Seele wohnen." Als äußere Rangordnung mag ja der Geschlechtsunterschied fortdauern, aber der Geist ist damit nicht gebunden; der Niedrigste kann zum gleichen Heil gelangen wie der Höchste. Das waren die Lehren, welche nun, auch nachdem Buddha gestorben war (543), eine unendliche Bewegung in ganz Indien hervorriefen. Seine eifrigsten Anhänger, die Bhikschu (Bettelmönche, die aber nie um eine Gabe bitten, sondern nur schweigend sie empfangen durften), auch Sramana (Strebende) genannt, wohnten über die Regenzeit in Klöstern zusammen, und lernten sich aus den früheren Kastenregeln zu einem neuen Gemeinschaftsleben durchzuarbeiten; in den übrigen Monaten verbreiteten sie sich almosenempfangend und predigend durch alle Länder. Sie haben ungeheure Erfolge erzielt. Keine Religion zählt jetzt eine solche Masse von Bekennern wie der

Gott- und Wunder-lose Buddhismus, wenn er auch nach Jahrhunderte langen Kämpfen aus seinem Geburtslande fast ausgerottet wurde.

War es nicht eine sehr einfache Folgerung, wenn die Lehre der Brahmanen, daß „durch die Arbeit der innern Heiligung der Kastenunterschied für die drei oberen Geschlechter überwunden werden könne", nun auch auf die niedersten ausgedehnt, wenn dem Stammgefühl gegenüber das Recht der Persönlichkeit überhaupt wieder hervorgehoben wurde? Die Aermsten gerade wurden von dieser Lehre am mächtigsten angezogen. „Auch der Tschandala erhielt die Weihe des Bhikschu", und zwar mit der einfachen Formel: „Tritt herzu, gehe ein in das geistliche Leben!" Hatten die Brahmanenschulen alle möglichen Haartrachten eingeführt, so gieng nun der Buddhist ganz geschoren. Statt der Altäre, an welchen bisher nur die Brahmanen geopfert hatten, kamen Versammlungshallen (vihâra) auf, in denen freilich auch mit der Zeit Buddhabilder aufgestellt wurden, wo aber jeder Kastenunterschied aufhörte. Die fahrenden Mönche, die nirgends solche Verunreinigungen zu befahren hatten, wie sie den Brahmanen von den untern Kasten gänzlich zurückhielten, ließen nun ihr Wort des Raths und der Ermahnung in allen Häusern hören; sie beteten bei allen Ceremonien und beherrschten bald die Gewissen umfassender als die Brahmanen.

Nachdem dann der große Tschandragupta, aus niederem Geschlecht entsprungen, die erste umfassende Monarchie Vorderindiens gestiftet, und durch die Sindhuvölker mit ihren freieren Kastenansichten die erstarrte Bevölkerung der Gangesebene neubelebt hatte (um 315), bekehrte sich sein Enkel Asoka (251) zum Buddhismus, durch welchen allein freiere Bewegung für Fürst und Volk, sowie der durch Alexanders Eroberung nothwendig gewordene fruchtbare Verkehr mit der griechischen Civilisation möglich geworden war. Unter ihm herrschte vollste Duldung. „Man solle," schrieb er auf Stein, „den eigenen Glauben ehren, aber dürfe den Anderer nicht schelten. Nur Eintracht frommt. Möchten die Bekenner jedes Glaubens reich an Weisheit und glücklich durch Tugend sein!" Er verwendete sich bei den griechischen Fürsten für die Ausbreitung des Buddhismus, wie er dafür unter den barbarischen Stämmen seines weiten Landes eifrig wirkte, und z. B. in Kaschmir die Schlangenverehrung durch den Buddhismus verdrängte. Baktrien im Norden und Simhala

(Ceylon) im Süden wurden durch seine Missionare Heimstätten eines eifrigen Buddhakultus.

Dennoch vermochte auch der Buddhismus nicht die Indier mit neuer Thatkraft zu beleben. Er zeigte sich nicht stark genug, das Kastenwesen zu brechen, und nach langen Kämpfen gelang es den Brahmanen, denselben vollständig niederzuwerfen und auszuschließen. Durch die volle Herstellung, ja Verschärfung des Kastenwesens kam es nun zur „Unterbindung des socialen Blutumlaufs"; dasselbe machte, mehr als der Despotismus, jede nationale Erhebung, am Ende selbst die Behauptung der nationalen Selbständigkeit zur Unmöglichkeit. Tolerant in der Lehre, ist der Brahmanismus allein intolerant in der Frage der Reinheit, im Kastenwesen; und damit ist dem Indier nur der oft geprüfte zähe Heldenmuth des Duldens geblieben.*)

Sobald aber die Religionen des Westens eindrangen, verrieth sich dem Indier ihre Verwandtschaft mit dem Systeme Buddha's in dem für sie bedeutendsten Punkte, in der Kastenfrage. Auf Malabar, wo nach einander Juden, Manichäer, Nestorianer und Jakobiten, zuletzt aber Muhammedaner als Seefahrer und Großhändler sich niederließen, wurden sie alle für Buddhisten besonderer Art gehalten. Ihre Bethäuser hießen darum vihāra (oder palli, noch jetzt der Name für Synagoge, Kirche oder Moschee), und der geschorene Kopf unterschied sie als Bauddha's von den Anbetern der indischen Götter. Sie durften unbehindert die niedern Kasten oder die wegen Uebertretung der Kastengesetze verstoßenen Glieder der höheren Geschlechter in ihre Gemeinschaft aufnehmen; die Aufgenommenen erlangten damit alle Rechte, die den Fremden eingeräumt waren. So mächtig aber hat sich der Kastengeist auch bei den dortigen Christen (den Nasranis) gezeigt, daß sie einmal selbst die früher (in Mahodeverpatnam) eingewanderten als höhere Kaste von den später angesiedelten Christen des Südens (den Syrern von Kollam oder Quilon) unterschieden, und dann mit der Zeit sich gegen jede Aufnahme, namentlich der Sklaven wehrten. Es kommt noch jetzt auch bei protestantisch gewordenen Nasranis vor, daß sie die Kirche nicht betreten wollen, wenn etwa ein Pulaja vom Missionar hineingeführt worden ist.

So zeigt sich denn nach der einen Seite hin eine ungemeine Neigung im ganzen indischen Volke, auch die neuen Verhältnisse,

*) Soweit nach Dunker.

durch welche die Weltgeschichte in sein Leben störend oder fördernd eingreift, wieder durch das Kastensystem einzudämmen oder unschädlich zu machen. Daher kommt es, daß da und dort Muhammedaner sich auch in Kasten eingetheilt haben, und unter den Mischklassen je und je Ansätze zu neuer Kastenbildung beobachtet werden. Darnach läßt sich wohl behaupten: dem ächten Hindu scheint die Kaste gleichbedeutend mit dem Urgesetze des menschlichen Daseins.

Aber nach der andern Seite hin hat die Reaktion des ursprünglichen menschlichen Gefühls gegen diese aufgezwungene Schranke auch niemals gefehlt. Der Buddhismus in seinem Jahrhunderte langen Bestande legt davon genugsames Zeugniß ab. Und gerade in der Tamilliteratur hat derselbe, wie Graul wohl erkannte, tiefe Spuren zurückgelassen. Auch ist kein Reformator im Brahmanismus aufgestanden, der sich nicht zuerst gegen die Kastenordnung, oder wenigstens gegen ihre sinnlosen Uebertreibungen gerichtet hätte. Nanaka, der Stifter der Sikh Religion, beschränkte, sein Nachfolger Gowinda verwarf die Kaste aufs entschiedenste; sie hatten gefunden, daß die Stärke des Islam in der Gleichheit seiner Bekenner liege, und mit welch anderen Waffen konnte man denselben wirksamer bekämpfen, als mit seinen eigenen? So finden wir denn, daß Menschen aller Klassen unter die Sikhs (Schüler) aufgenommen wurden, daß sie dann unterschiedslos mit einander speisten und freiten, daher schon in einem Jahrhundert ein neues, überaus kräftiges Volksthum entstand, dessen Glieder sich durch auffallend gleiche Züge auszeichnen. Weiter aber ist freilich auch wahr, daß mit dem Verfall dieser Religion die Kastenunart wieder überhand nahm, daß sich Unterschiede unter den einst Gleichen einschlichen, und nicht mehr alle Sikhs zusammen zu essen geneigt sind. Aehnliches läßt sich bei Religionsstiftern wie Basawa, Ramanudscha, Kabir, Tschaitanja u. s. w. nachweisen: nämlich, sowohl der neue Impuls, der dem aufkommenden System durch Behauptung der Unterschiedslosigkeit menschlicher Geburt gegeben wird, als die Gefahr des Zurücksinkens ins Kastenunwesen, sobald der erste lebensvolle Anlauf erschlafft.

Noch immer aber besteht in den geheimen Verbrüderungen der Hindu's verschiedener Kasten ein starker Protest gegen die Geburtsunterschiede. Die Sakti-Verehrer feiern ihre Einheit durch gemeinschaftliches Essen zur Nachtzeit, gelegentlich auch durch Orgien, wie sie einst dem entstehenden Christenthum nachgesagt wurden; bei Tage

freilich scheinen sie einander nicht einmal zu kennen und beobachten die gebräuchliche Distanz der verschieden Geborenen. Schon mehr als ein Missionar hat, wie Rhenius, mit solchen Leuten in der Stille gegessen und getrunken; die Aehnlichkeit des Protests hat auch bereits mehr als einen Sakteya zur Untersuchung der Ansprüche des Christenthums und zur Taufe geführt.

Es ist ferner bekannt, daß noch immer da und dort neue Religionen in beschränkten Lokalitäten Indiens auftauchen. Nun zeigt sich die merkwürdige Erscheinung bei ihnen allen, daß das Zusammenspeisen das Siegel der neuen Gemeinschaft wird, ohne daß die einen von den andern irgend Kunde haben. Im Südmahratta-Lande ist so aus einer Einführung gewisser christlicher Weissagungen die Nudi-Sekte entstanden; die Eingeweihten aber essen zusammen, ohne Rücksicht auf frühere Kastengemeinschaft. In Nagpur, erzählt Miss. J. Anderson*), mischte sich ein muhammedanischer Fakir unter Hindu's und brachte unter ihnen eine neue eklektische Religion in Aufnahme, die Lehre der Kalankis. Niedere Brahmanen schlossen sich der Lehre an, und alle Jünger aßen und tranken zusammen, indem sie Brod brachen und es einander weiter reichten, ihre Gleichheit zu bezeugen. Ebenso kastenfrei geberden sich die Kartabhadschas in Bengalen, die den Gott Krischna in ihrem Guru (Lehrer) anbeten.

Wie es nun mit der Kaste unter Hinduchristen sich verhält, kann für den Unbefangenen nicht mehr zweifelhaft sein. Jeder getaufte Hindu, der das Abendmahl genossen, ist damit seiner Kaste verlustig gegangen. Er kann freilich, solches erlaubt die elastische Natur des Kastengeistes, statt des eingerissenen Alten wieder ein ähnliches neues System aufbauen, und zwar mit um so größerer Aussicht auf Erfolg, je bedeutender die Masse ist, die sich dazu vereinigt. Den Tamilchristen nun — und ihnen allein in ganz Indien — ist es gelungen, nicht ihre Kaste zu bewahren, sondern ein analoges System von Abstammung abhängiger Unterschiede inmitten der Gemeinde Christi aufzurichten. Die verschiedenen Phasen, welche dieses widerliche Erzeugniß des Kastengeistes unter der Aegide des in Indien allmächtigen Herkommens durchlaufen hat, eingehend zu schildern,

*) Caste in its religious and civil character, opposed to Christianity. By J. Roberts. London 1847. p. 57.

scheint nicht der Mühe werth. Seine Vertheidiger haben Bände darüber geschrieben in Englisch und Tamil, als wäre es die wichtigste Frage in der Welt. Das Schlagwort, womit die Sache entschuldigt wird, heißt: „bürgerlicher Rangunterschied". Wie sehr sie aber ins religiöse Gebiet übergreift, erhellt aus der Art ihrer Wirkungen. Es wird z. B. eine christliche Hochzeit gefeiert, und die Verwandten und Freunde setzen sich zum Essen nieder. Ihnen schließt sich ein eingeborner Missionar von derselben Kaste an, der aber auch schon mit Europäern gegessen hat, und sogleich stehen alle Kastenchristen auf und verlassen das Haus. Sie fürchten, durch Zusammenspeisen mit einem ihnen sonst in jeder Beziehung überlegenen Manne sich zu verunreinigen. Reicht ein Missionar dem durstigen Kastenchristen ein Glas Wasser, so weist er es ab oder trinkt es nur mit einem Schauder; lieber geht er zu einem heidnischen Brahmanen und trinkt, was der ihm reicht. Ebenso würde es mit Aposteln gehalten, wenn sie von Fischern stammten. — „Und wenn der Heiland selbst zu euch käme, der mit Sündern und Zöllnern gegessen hat?" — „So würden wir nicht mit ihm Mahl halten," konnte ein Kastenchrist sagen. — Das ist der „bürgerliche Rangunterschied".

Einsichtige Heiden verachten darum solche Christen und ihre Religion, weil diese keine Gemeinschaft zu bewirken im Stande sei, wie z. B. die der Muhammedaner. Mit Hohn weisen sie darauf hin, wie am höchsten Feste ihres Dschagannatha in Puri alle Kasten fröhlich mit einander speisen; die Gegenwart ihres Gottes reiche hin, sie alle gleich zu machen. Und auch bei ihnen gelte ja das Sprüchwort: Unter den Philosophen gibt es keinen Kastenunterschied; ob denn nicht das Christenthum höchste Philosophie sein wolle? Ein Brahmane sagte: „Ich halte die Kastenchristen für schlechter als Pareier und Tschandala's; denn sie sind weder Hindu's noch Christen: sie möchten gern beides, Heidenthum und Christenthum vereinigen."

Ueber die Aussichten dieser christlichen Kaste kann wohl wenig Zweifel bestehen. Würde ihre Abschaffung allein von den Maßregeln abhängen, welche vorsichtige oder zufahrende Missionare und herrische Kirchenhäupter verfügen wollten, so könnte sie — nach Caldwells Ansicht — ihr Leben wohl noch tausend Jahre fristen. Es treten aber ganz andere Kräfte gegen sie auf: der Umschwung der Stimmungen in den unterrichteten Kreisen der Hauptstädte, die Einflüsse der Beamtenhierarchie und der Heeresordnung, die Opposition des jungen

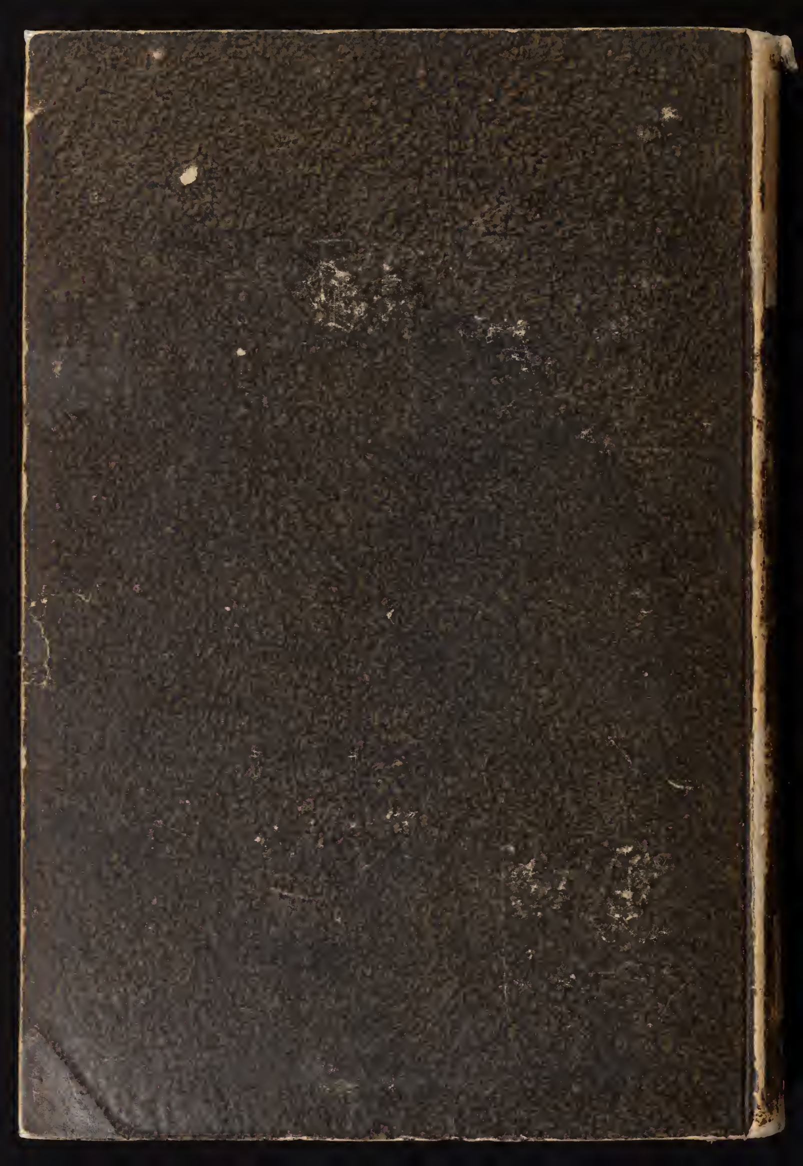
Indiens, die Predigt des Brahmaismus, die neuen Verkehrsmittel zu Land und Meer u. s. w. Schon rufen eifrige Neuerer großen Volksversammlungen zu: schafft die Kaste ab und unterrichtet eure Mädchen! Und die Tonangeber in Kalkutta und Bombay verkehren frei mit Europäern, haben Köche, die auch roastbeef für ihre Tafeln zu bereiten wissen, besuchen England und lassen es nachgerade darauf ankommen, ob die Kastengesetze gegen sie in Kraft gesetzt werden. Die Umwandlung einer ganzen Nation hat angefangen und sie läßt sich nicht allzulange durch den Widerstand eines eingebildeten Völkleins aufhalten. Aber für die Ehre und Zukunft des Christenthums in Indien muß gewünscht werden, daß es sich vom Rad der Zeit nicht nur nachschleppen lasse, sondern dem Umschwung vorausgehe und ihn in richtige Bahnen leite. Und daß dazu die beliebte und belobte Nüchternheit tadelloser Orthodoxie nicht hinreicht, sondern auch ein begeisterndes, aufregendes, zusammenschmelzendes Element erforderlich ist, mit dem am Ende selbst etwelche Extravaganzen in Kauf genommen werden müßten, das scheint aus dem vorangeschickten Gang des Kastenwesens klar hervorzuleuchten. Wo immer in Indien schroffe Einzelbekehrungen und größere Erweckungen vorkamen, da war auch der Kastengeist wie im Nu weggeblasen; Liebesmahle und Mischheirathen folgten von selbst. Große Schuld trägt, wer den Kastengeist allgemach sich wieder festsetzen läßt.

(Schluß folgt.)

Die Fidschi-Inseln.

(Fortsetzung.)

Kein volles Jahr noch hatte Croß in Rewa gearbeitet, als von dem Häuptling des eine Stunde nördlich von Mbau gelegenen Inselchens Wiwa die Bitte um einen christlichen Lehrer an ihn gelangte. Es war der erste derartige Wunsch, der an ihn herantrat, so trefflich sich auch in Beziehung auf andere Dinge die Fidschianer aufs Betteln und Bitten verstanden. Und dennoch ein Wunsch, der auch seine bedenkliche Seite hatte. Na-mosi-malua, so hieß der



Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

9. Dr. Karl Graul und die Kaste in der Tamil-Mission.*)

Es ließe sich noch von mehr als einem Tamil-Missionar, der seinen Lauf im Frieden vollendet hat, eine erbauliche Skizze entwerfen, wie von den Londonern W. H. Drew in Madras und Ch. Mault in Nagerkoil, den Amerikanern Poor und Scudder und Andern. Doch drängt sich uns bei der Betrachtung ihrer Wirksamkeit kein augenfällig charakteristischer Zug auf, der die Schilderung derselben besonders nutzbar machen würde; von dem Manne aber, der eine gewisse Art der Reisepredigt für seine specielle Aufgabe erkannte und bis zu seinem frühen Tode treu betrieb, von Th. Ragland, ist in diesen Blättern bereits das Wichtigste erzählt worden (Miss. Mag. Juni 1859). Wir schließen daher diese Reihe von Arbeitern in der Tamilmission mit dem Leben eines Landsmanns, der zwar nicht selbst Missionar war, aber durch seine Wirksamkeit als Missionslehrer und -leiter, wie als Dolmetscher des tamilischen Volksgeistes einen sehr bedeutenden Einfluß auf diesen Theil des Missionsgebiets ausgeübt hat.

Sohn eines anhaltischen Webers (geb 6. Februar 1814) wurde Karl Graul um seiner ausgezeichneten Talente willen frühe von frommen Lehrern zu höheren Studien angeleitet und glänzte bald durch die blühende, kräftige Sprache seiner Aufsätze, seinen Wissensdurst und tiefes Naturgefühl bei eigenthümlicher Ungelenkheit seines

*) Dr. K. Graul und seine Bedeutung für die lutherische Mission, von G. Hermann. Halle 1867. Dazu Grauls Schriften, Hallische Missionsnachrichten und Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, Pamphlete u. s. w.